

Die Flucht

Es war eine schwere und dennoch schöne Flucht. Sie durfte auf Anraten der Ärzte nicht mehr als drei Kilo heben. Die Tasche aber hatte die reglementierte Norm doch übertroffen, weshalb sie ihre Last vorsichtig trug, wie ein krankes Kind, heftige Bewegungen in den Kurven meidend.

Ein nebliger Moskauer Morgen, das trüb werdende Grau bekannter Straßen, mit dem man Mitte Oktober rechnen muss – jetzt war ihr alles angenehm, alles munterte sie auf. Egal worauf sie ihre Aufmerksamkeit lenkte, worauf auch immer ihr zerstreuter Blick fiel, in ihrem Kopf klopfte unaufhörlich und unveränderlich: Ein letztes Mal, ein letztes Mal. Gefährliches, vieldeutiges „letztes Mal“: Der Weg? Die Wendung? Der Atemzug? ...

Irgendein aufdringliches Leitmotiv des Abschieds, mit einem Anflug von erhabener Tragik. Der Kuss auf die kalte, doch immer noch sehr nahe stehende Stirn des verstorbenen Verwandten. Nun war ganz Moskau wie verstummt und rechnete nicht damit, Xenia Berger je wieder zu sehen. Wie selbstverständlich sie doch zu diesen Straßen gehörte, harmonisch mit dem Tverskoy Boulevard zusammengewachsen. Wie sie in stillen Winternächten stundenlang mit dem versteinerten, vom Schnee alternden Dichter Puschkin gesprochen hatte.

Im Bus, der Xenia zum Flughafen brachte, hatte man sie stürmisch mit jemandem verwechselt. Eine betagte Frau mit Brille und Oma-Dutt, die an der Bushaltestelle stand, ließ ihre Lackhandschuhe fallen und stürzte, ohne Notiz von den übrigen Passagieren zu nehmen, durch die zum Leben erweckten Taschen in den Bus: „Nina, was für ein Zufall!“, schrie sie erstaunt. Aber, als sie Xenias verschütteten Blick erfasste, verstummte sie, senkte beschämt den Kopf und wäre beinahe vom Trittbrett des Busses gefallen.

Xenia hob die wie ein quecksilberfarbener Fleck glänzenden Handschuhe vom Asphalt auf, wollte die Frau einholen, doch sie hatte sie schon im Strom der mechanisch da-

hingleitenden Menschen verloren. An der Flugzeugtreppe zuckte Xenia von den heftigen Bewegungen ihrer Zwillinge im Bauch zusammen. Sie blieb stehen und zog die Handschuhe reflexartig über ihre rot gewordenen Finger. Die Leute überholten sie eilig und gefühllos.

Das monotone Getöse des Flughafens, verstärkt durch den ruckartig-heiseren Atem des Windes, riss sie augenblicklich aus der Starre. Sie wandte sich heftig um und blickte zu dem Flughafengebäude hinüber, in der Erwartung, Moskau zu sehen und es zu guter Letzt im Gedächtnis zu bewahren: das Abschiedslächeln der stillen Ahorn-Alleen; die bunten Hinterhöfe mit auf den Leinen baumelnder Wäsche, versteckt vor fremden Blicken. Aber außer dem rabenschwarzen Federkleid der Wolken, zerzaust vom Wind, war nichts zu sehen. Da war nur dieses vieläugig und vielmündig lachende Untier: das Flughafengebäude. Es erinnerte an einen aufgeregten Ameisenhaufen, in dessen Durcheinander eine gut überlegte Gleichmäßigkeit, sogar Durchdachtheit zu spüren war.

Xenias Augen wurden feucht von nahenden Tränen. Sie stieg die Flugzeugtreppe hinauf und als sie die schlanken Reihen einladender Sessel sah, fühlte sie sich erleichtert. Sie hatte keine Lust, aus dem winzigen Flugzeugfenster zu schauen. Und die Kinder (sie war sich sicher – Buben) rückten irgendwie näher an ihr Herz. Nach wie vor den Blick nach außen meidend – furchtbar war es schon, nur darüber nachzudenken, wovor sie weglief – holte Xenia ihren Notizblock aus der Handtasche, und der Kugelschreiber setzte sich, fein auffahrend, in Bewegung.

Die Leichtigkeit ist unfruchtbar

„Ich glaube nicht, dass hiermit mein Russland für mich geendet hat“, schrieb Xenia eilig, verärgert über die Fettflecken unbekannter Herkunft auf den Seiten des Notizblocks. „Mein Gott, wie viele Kräfte wurden verschwendet für diesen sinnlosen, von Anfang an verlorenen Kampf mit dem ziemlich angerosteten, aber immer noch funktionierenden staatlichen *Mechanismus*. Über die Rechte des Menschen nur zu schreiben, um den Menschen zu zeigen, dass sie noch nicht endgültig vergessen und zerdrückt sind. Dass sie noch Menschen sind. Und dass es noch solche Idioten-Journalisten wie mich gibt, denen es erlaubt worden war, „das Gesetz - für alle“ zu schreien! Auf dem Stadtplatz vor dem Regierungsgebäude eine Protestaktion gegen polizeiliche Willkür zu veranstalten, mit Hungerstreik, Plakaten und Transparenten.

Eine kräftezehrende Woche der Lauferei mit dem Mikrofon bis in die Morgendämmerung. Zweimal am Tag – die Extrasendung „Kontraste“, wo alles „schwarz auf weiß“ und so deutlich war, dass einem der Kopf anschwellt!

Danach – eine langwierige Lungenentzündung und einige Scheinbewegungen des oben genannten *Mechanismus*: „Zufällig sind wir hinaus an die frische Luft gekommen und schaut nur, was es hier alles gibt – ein Zelt! Na? Hungert ihr? Unglaublich, die ganze Woche ohne ein Stück Brot! Sofort muss Abhilfe geschaffen werden: Fleisch und Auberginen hierher, und gutes Bier in Massen! Ach, wozu denn der ganze Lärm, der große Volksauslauf? Was, liebe Genos... ähem Herren – habt ihr etwa die heimische Miliz satt? Ja, es ist an der Zeit, Ordnung zu schaffen. Die Ordnungshüter überspannen nun wirklich den Bogen: Sie schießen betrunken in die Bürgermenge, manchmal ohne jeglichen Grund, nur aus der Stimmung heraus! Aber was nur tun? Sie verfügen einfach über zu viele Bögen. Sie wissen gar nicht, wohin zuerst mit den verfluchten Knüppeln!“

Alles war geendet wie üblich: Man hatte eine Untersuchung versprochen, eine Verstärkung der Maßnahmen zur Kontrolle... Doch die Knüppel blieben nach wie vor entlang der Schenkel hängen wie eine nahezu intime Last, eine sorgfältig gehütete Schraube, die nach ihrer Mutter lechzt.

Da haben wir ihn wieder, den Orkan, der einen zu den Auswüchsen der Vergangenheit fortweht. Wahrscheinlich kann man ihn genauso wenig bekämpfen wie eine unheilbare Krankheit. Alles in meinem Leben läuft nach einem Plan, der sich nicht planen lässt. Nicht immer und nicht alles fällt einem leicht in den Schoß, aber die Leichtigkeit ist unfruchtbar und bleibt selten in Erinnerung.

Ringsumher – Belebung, leise Gespräche, begleitet von melodischem Klirren der Kaffeetassen, das servierte Mittagessen mit Sekt und Kognak und eine unglaubliche Schwerelosigkeit im Fluggastraum. Alle sind bereit einander abzuküssen, weil sie nach Paris fliegen – in die Vorbildstadt, die Stadt der revolutionären Romantik und der weltweiten kulturellen Erschütterungen.

Und draußen, jenseits des Fensters, scheint alles wie aus Wachs, schon lange tot zu sein: Die Wolken, der Himmel sind nur eine Dekoration, die sorgfältig erdacht wurde von einem der begabtesten Szenenbildner.

Meine lieben, unvergänglichen Kontraste! Ob ihr selber wisst, dass sich unsere wahnsinnige Welt noch an euch festhält?!”

Jasmin

Die Stadt glich einem verwöhnten Königskind, das mit schläfrigen Augen still in die Morgendämmerung blickte, deren Frische allem – den Menschen, Häusern und Straßen – eine eigenartige, tief verborgene Nachdenklichkeit verlieh. Paris, das Xenia gestern noch als ein schöner Wunschtraum erschienen war, war heute ein Teil ihres Lebens.

Xenia ließ sich in einem erschwinglichen, gemütlichen Hotel auf der Avenue du Maine nieder. Die Fenster ihres Zimmers gingen in den engen Hof, der zur Hälfte von wuchernden alten Linden verdeckt war, durch deren buntes wogendes Laub sich die grauen Wände eines Kindergartens zeigten.

Tagsüber streifte sie durch die Straßen auf der Suche nach Pariser Sehenswürdigkeiten. Gegen Abend, kaum noch imstande, sich auf den geschwollenen Beinen zu halten, fiel sie ins Bett mit der zart quietschenden Matratze, und schon blieben keine Wünsche mehr offen, außer die Augen zu schließen. Den Kopf mitsamt dem Körper vollständig auszuschalten und sich unter die Decke zu verkriechen, ins monotone und plötzlich unwichtig gewordene Ticken des Herzens. Nur schlafen, nichts fürchten, über nichts nachdenken und diese fremde Nachtstille um das Hotel einatmen. Einfach unter dem Schutz des gastfreundlichen Pariser Herbstes leben, in lang ersehnter, heilsamer Ruhe, voller Freude über entzückend neue *Erfahrungen*, in denen sich wie in einer riesigen Touristentasche kostbare Eindrücke von Museen, Parks, Domen und Schlössern sammelten.

In Xenias Seele wurde es plötzlich still, sogar ein bisschen leer, aber diese Leere war keine Last, eher im Gegenteil. Sie erlaubte ihr endlich in sich einzukehren und sich auf den nächsten, ziemlich unklaren Tag zu konzentrieren. Das heillose Durcheinander in der Heimat – die skandalösen, die Menschenrechte verteidigenden Artikel und Sendungen, die Drohungen und Gerichtsklagen der Machthaber, sowie die

Auseinandersetzungen mit Mafiastrukturen – war vorbei. Auch die tägliche unterbewusste Angst vor Fehlritten trat zurück. Jetzt gab es nur Paris mit dem angenehm neuen Duft der Blumen; die riesige Kastanienwelt Europas, eifrig bemüht, den Geist des gelobten Altertums zu bewahren; die erstaunlich feingliedrigen Bauwerke in grotesk engen Gassen, die in der bunten Pracht der Balkonpflanzen versanken.

Gerade in dieser Farbenvielfalt, in einer der vielen Gassen Montmartres, die zum Museum Salvador Dalis führte, begegnete Xenia Berger einem Mädchen – nein, sie stieß buchstäblich mit ihm zusammen! Sie kannten sich nicht. Dennoch hatte Xenia sich sofort erinnert, wann und wo sie dieses sonnengebräunte Gesicht mit erstaunlich glatter Haut schon gesehen hatte, diese leicht gelockten Haare in der leuchtenden Farbe von Wiesenhonig.

Die Fremde, die ihr doch irgendwie bekannt vorkam, senkte schnell ihre rehartigen, samtblauen, zu den Schläfen gezogenen Augen, in der Hoffnung, an Xenia schnell wie möglich vorbei zu gehen. Jedoch statt ihrem Wunsch nachzugeben, sagte Xenia einfach „Sdrawstwuj“ (Guten Tag) zu ihr und in derselben Sekunde wurde sie mit einem verwirrten, Nofretete ähnlichen Lächeln belohnt. Die auferstandene – oder niemals gestorbene? – Königin schaute Xenia mit ihren aquamarinfarbenen, augenblicklich verdunkelten Augen an und entgegnete verwundert, mit ein wenig geöffneten Lippen:

„Aber... Wie haben Sie erraten, dass ich Russin bin?“

„Wir trafen uns schon einmal, vor etwa zehn Jahren, im Ischewsker Trolleybus № 5.“

Sie schwieg, als würde sie nicht verstehen, worüber diese seltsame schwangere Frau sprach, ob sie überhaupt bei Sinnen ist? Dabei wurden ihre Augen noch dunkler und weiteten sich noch etwas mehr.

„Aber ich war damals ein Kind!“ Der Einwand klang unsicher, auch etwas unsanft.

Ja, und was für ein Kind!

... Damals war Xenia auch von ihrer außergewöhnlichen, nicht ganz irdischen und schon gar nicht russischen Art der Schönheit überwältigt gewesen. Sie war schon nicht mehr ein Mädchen, wohl auch noch nicht ein Fräulein, im bunt geblühten Sommerkleidchen mit Trägern, braungebrannt, viel zu ernst für ihr Alter, mit träumerischem, aber überzeugendem Blick, in eine warme, bekannte *Ferne* gerichtet. Dabei strahlte sie, ganz von dieser fernen Wärme durchdrungen, wie ein kleines sonniges Nymphchen. Zugleich war in ihrem Gesicht etwas altertümlisches, etwas von den steinernen ägyptischen Göttinnen, von der Sonne selbst beseelt.

„Dein kindliches Gesicht brannte sich für immer in mein Gedächtnis ein. Ich bin überzeugt, dass es kein Zweites in der Natur geben kann. Das ist genauso klar wie die Tatsache, dass ein Kugelschreiber kein Feuerzeug ist.“

Sie lachten beide auf. Aus irgendeinem Grund wussten sie schon, dass sie einander vertrauen konnten. Dass die zusammen verbrachten Stunden (oder Minuten?) unvergesslich bleiben würden.

„Also, heute war mein Arbeitstag beendet, bevor er richtig begonnen hatte“, sagte Jasmin. Ihr seidiges Haar wogte kurz über dem Rücken: „Gehen wir ein bisschen spazieren, ich wohne nicht weit weg von hier. Sie haben es doch nicht eilig?“

„Nein. Allerdings auch deshalb, weil ich in Europa bleibe und mich sehr freue, dich getroffen zu haben. Und lass uns bitte das „Sie“ vergessen.“

Bald plauderten sie, als wären sie schon Ewigkeit befreundet. Einmal in der Woche kam Jasmin auf den Place du Tertre, um zu „handwerkeln“: die gaffenden Touristen sowie gelangweilten Einheimischen mit ihrem eigenen Abbild zu beglücken. Mittlerweile konnte sie den Wunsch, gemalt zu werden, in den Augen vorbei schlendernder Passanten lesen. Es waren ziemlich oberflächliche, in Eile gezeichnete Entwürfe, die dennoch die Bezeichnung Porträt beanspruchen konnten.

Jasmin... Welch ungewöhnlicher, wohlklingender, ihrem Wesen entsprechender Name! Aber... Etwas fehlte jetzt, etwas wurde rücksichtslos rausgeholt aus der Tiefe der strahlenden Helligkeit, die einst ihre rehartigen, zu einer leisen Anbetung geschaffenen Augen verhüllte.

Halt! – besann sich plötzlich Xenia. Es gab auch noch die Mutter, in demselben, in den Kurven quietschenden Trolleybus, auf der Sitzbank neben ihr! Jene anziehende, in der Blüte ihrer Weiblichkeit stehende *Mami*, die nur so ein sorgloses, von der Sonne verhätscheltes Teufelchen haben konnte!

„Ja, meine bewundernswerte Mama mit ihren gescheiterten Versuchen, das Schicksal zu betrügen, es an der Nase herumzuführen.“ Plötzlich schwieg sie, den Blick auf die trockenen Hagebuttenfrüchte gerichtet, als ob sie die Pause verlängern wollte, als ob man in diesem kurzen Augenblick das verändern oder verhindern könnte, was schon passiert war: „Meine Mama lebt nicht mehr. Aber bitte nicht jetzt...“

Sie blieb stehen und, lange das beinahe leere Feuerzeug quälend, zündete sie sich geistesabwesend eine Zigarette an. Als Antwort murmelte Xenia etwas Entschuldigendes, etwas Abgedroschenes, das in solchen Situationen einfach unerträglich war.

Sie kamen zu einem gelben zweistöckigen, etwas heruntergekommenen Haus, das Blumen in allerlei Farben und Formen ergiebig, jedoch geschmacklos umwickelten.

„Nun ja, in diesem Bastkörbchen lebe ich.“

Hinter ihrem übertrieben lebhaften Auftreten verbarg sich irgendein Ärger, über dessen Gründe Xenia nur rätseln konnte: die Einwanderungsstrapazen, eine misslungene Liebe, der Tod der Mutter?

Von innen sah das Blumenkörbchen einfacher, gemütlicher aus. Die Pflanzen fielen nun nicht mehr übereinander her, mit ihrer natürlichen Vollkommenheit prahlend. Sie standen bescheiden auf den engen hohen Fensterbrettern, hingen von den Wandtöpfen herab wie ergebene grüne

Schleppen, gut mit den dunkelroten sperrigen Möbeln harmonierend.

Jasmin begann sofort, Ordnung zu schaffen und die überall im Zimmer ausgebreiteten Utensilien in die Ecken und Schränke zu stopfen. Gleichzeitig deckte sie ihren multifunktionalen Tisch, der, je nach Situation, einmal Küchentisch, das andermal eine Arbeitsunterlage war. Und nur an besonderen Tagen, anlässlich der Ankunft seltener Gäste, schmückte ihn eine weiße Spitzendecke.

„Na dann, trinken wir mal zusammen! Was darf es sein – Gorbatschow, Napoleon oder was Bescheideneres?“, fragte Jasmin.

„Was Bescheideneres und, wenn’s geht, rot.“

„Kaum bist du weg, schon sehnst du dich nach der fröhlichsten Farbe der Heimat!“

„Nein, das wohl nicht, aber ich bin ja schwanger“, erwiderte Xenia und zum ersten Mal beschlich sie ein unerklärliches Gefühl der Unruhe. Sie fühlte sich wirklich wohl in diesem gemütlichen Blumenhäuschen und trotzdem...

„Ach ja, entschuldige! Und wie hast du dich dennoch entschlossen, noch dazu mit den Zwillingen?“

Xenia zögerte mit der Antwort.

„Ich weiß, ich weiß“, kam Jasmin ihr mit schuldigem Unterton zuvor: „Eine lange Geschichte, komplizierte Zwangslage und so weiter und so fort. Nur die Zwei tun mir Leid“, dabei warf sie ihren Blick auf Xenias schiefen Bauch, der sofort und bedingungslos den zentralen Platz auf dem Sofa eingenommen hatte.

„Leid kam gar nicht in Frage: ich musste zwischen Sein oder Nichtsein wählen.“

Anstatt sich zu entschuldigen, schwieg Jasmin mit gnadenloser Höflichkeit: spottete sie oder glaubte sie ihr nicht?

Eine Zeitlang lauschten sie stumm in die langsam zunehmende Abenddämmerung. Die Hitze ließ allmählich nach, und die Kühle legte sich, voller geheimer Schatten, auf die noch Wärme bewahrenden Wände des Bastblumenhäuschens gegenüber. Und schon flüsterte eine frische Brise

mit dem Laub der alten Kastanienbäume, die augenblicklich belebt und ermutigt zu ihrer täglichen Beichte waren.

„Ach, was soll's! Eigentlich ist das Leben nicht so düster, wie es uns manchmal erscheint. Lassen wir die Förmlichkeiten, die nicht ausgesprochenen Gedanken und Versuche, etwas glatt zu bügeln, lieber beiseite. Übrigens, ich habe immer noch kein Bügeleisen. Na los!“, Jasmin nahm die einsame, zwischen Schalen mit Früchten und Gebäck wartende und bereits beschlagene Flasche portugiesischen Rosé-Wein, füllte vorsichtig die Gläser voll: „Auf uns, nas-dorowje! Es kommt selten vor, dass sich in Paris zwei Frauen aus Ischewsk begegnen!“

Natürlich hatte sie Recht. Aber was konnte in diesen Jahren mit ihr geschehen sein? Mein Gott, alles mögliche! Und da, anstelle des unvergesslichen magnetischen Glanzes – eine absolut graue, bekannt aus den Albträumen und kalten Schweißausbrüchen, mit nichts auffüllbare *Leere*.

„Leider kann ich dir nicht vieles über Frankreich und Paris erzählen. Ich bin ja selber erst ein halbes Jahr hier.“ Sie sah, wie Xenias Augenbrauen verlegen nach oben krochen, zu der einzigen, sich klar abzeichnenden Stirnfalte. Jasmin lachte kurz auf: „Ja, du hast dich nicht verhört: die ersten zwei Auslandsjahre haben wir in Deutschland gelebt, nein, eher überlebt. Dann ging es los, eins nach dem anderen. Ein Teufelskreis. Obwohl gerade dort“, für einen, sofort wieder entglittenen Augenblick, war sie verändert: Das Verlorene flammte auf, ließ sie von innen aufleuchten, aufblühen, „gerade dort bin ich, wenn auch kurz, richtig glücklich gewesen.“

Kopf hoch, Mädchen, das ganze Leben liegt ja noch vor dir! Und mit der Zeit gewinnen sowohl Glück als auch Unglück an neuen, tieferen und bisher nicht wahrnehmbaren Nuancen der Ewigkeit...

„Nun bin ich in Paris, in absoluter Einsamkeit. Warum? Wozu war das alles nötig gewesen?“

Xenia wusste schon, dass jede von ihr erlebte Geschichte nicht nur spannend sein wird. Es wird die Geschichte eines

Schicksals sein, das bisher weder von einem Schriftsteller beschrieben, noch von einem Regisseur verfilmt wurde. Schließlich wird es das Schicksal von *ihr* sein: einem sonnigen Kind mit einmalig zu den Schläfen gezogenen Augen.

Etwas beschämt über ihre Empfindlichkeit bat Xenia Jasmin, von ihrer Kindheit zu erzählen, an die noch ihr Lächeln erinnerte. Von jener sorglosen Kindheit eines Mädchens, das mit vollen Lungen der sonnigen Kinderseele das Leben im Industrie- und Rüstungszentrum des Vorurals einatmete. In einer Stadt, in der noch immer ein nebliger, schwarz-rosa Smog über dem künstlichen See hängt, und in den Kurven, mit elektrischen Fühlern zuckend, die alten Trolleybusse mit himbeerfarbenen Sitzbänken quietschen.

„Wofür brauchst du das alles?“, wunderte sich Jasmin.

„Ich weiß es nicht. Aber eins ist mir klar: es ist sehr wichtig für mich. Nicht aus bloßer Neugier, deine kindliche Gestalt prägte sich damals tief in mein Gedächtnis ein. Denn nicht von ungefähr habe ich dich sofort erkannt – nach zehn Jahren. Zehn Höhen und Tiefen. Zehn Leben.“

Warum glaubt mir keiner?

Am Samstagmorgen, es waren fünf Tage vergangen, rief Klaus Schiller bei Xenia an. Er hatte lange erklären müssen, wer aus welchem Land an das Telefon gehen sollte, das herrenlos im Flur des Heimes hing und zeitweise aussetzte. Sein Gesprächspartner erwies sich als dumm und geschwätzig. Leicht errötet und beinahe schreiend spürte Schiller, dass er an die Grenze seiner Selbstbeherrschung geriet. Dann aber fiel es dem Schwätzer ein: „Ach, die Russin mit den drei Kindern!“

Am Telefon klang Schillers Stimme weich, warm, richtig einladend. Es war ihm gelungen festzustellen, dass der Asylant Pavel Iwanov, der zu vier Jahren Haft verurteilt worden war, sich in der Strafanstalt Regensburg befand und dass seine Lage derzeit nahezu aussichtslos war. Er hatte zwar die Hälfte der Strafe abgesessen, musste aber demnächst, da er nicht als asylberechtigt anerkannt wurde, mit einer Abschiebung rechnen.

Die überraschende Nachricht noch nicht gänzlich erfassend fragte Xenia heiser nach: „Abschiebung? Und wohin? Was?? Nach Sibirien?! So ein Schwachsinn! Nein, das kann nicht wahr sein, denn Peter kam aus Vilnius hierher!“

Klaus bat sie in einem milden, gar nicht journalistischen Ton, sie möge sich bitte beruhigen und nicht so laut in den Hörer schreien. Sie sollten sich so schnell wie möglich mit Peter treffen. Es wäre besser, wenn Xenia zum ersten Gespräch allein hinginge. Denn durch das Interesse der Presse an dem Häftling Iwanov könnte unnötige Aufmerksamkeit auf seine Person gelenkt werden. Und dafür sei es nach seiner Auffassung noch etwas zu früh, solange sie nicht wüssten, was Peter wirklich vorhabe.

Fieberhaft überlegend, wie sie damit fertig werden würde – mit der Fahrt und dem Treffen selbst – stimmte Xenia befangen seinen Argumenten zu. Irgendwie fühlte sie sich schon zu ihm hingezogen, ein komisches Gefühl, etwas Kitzelndes in der Tiefe des Brustkorbes. Schiller meinte, sie

könnten gleich morgen aufbrechen, denn die Sache dulde keinen Aufschub. Xenia murmelte etwas vom Fahrplan, doch Klaus unterbrach sie vorwurfsvoll: Von was für einem Zug sie rede? Er werde sie persönlich abholen. Sie solle nur bereit sein, also dem Anlass entsprechend gekleidet und auf den Besuch konzentriert.

Den Rest des Tages versuchte Xenia einiges zu erledigen. Sie fing an, ihre Garderobe kritisch zu beäugen, erinnerte sich aber an den Stapel schmutziger Kinderwäsche und rannte in den Waschkeller. Die Waschmaschinen, zwei für das ganze Wohnheim, waren belegt. Man musste sie bewachen, um das Ende des Schleuderganges nicht zu verpassen, sonst würden sie wieder belegt sein. Doch einfach so rumzustehen und zu warten hatte sie keine Geduld. Und sie flog wieder die steile Wendeltreppe hinauf, um nach den Kindern zu sehen, und stopfte in wenigen Minuten die herumliegenden Spielsachen in die Kartons.

Danach kochte sie zu Mittag eine Gemüsesuppe in der Gemeinschaftsküche und vergaß ständig etwas mitzunehmen: die Zwiebel, das Salz, den Kochlöffel. Deshalb musste sie mehrmals hin und zurück rennen und erntete die unverwandten Blicke der Kinder, die sich gemütlich auf dem Boden ausgebreitet hatten. Plötzlich sah sie den feinen Staub auf dem Lebensmittelregal und daneben den anderen, auf dem Kleiderschrank angesammelten Staub, der seine ursprüngliche Flockigkeit bereits verloren hatte. Sie griff nach dem Wischlappen, doch dann fiel ihr die Suppe wieder ein und das Rennen setzte sich fort.

Der Abend brach bereits an, und Xenia fand immer wieder kleine Unvollkommenheiten, die sie sofort beseitigen wollte. Und weil das nicht so einfach war, sank ihr der Mut. Anschließend ärgerte sie sich über sich selbst: Aus dem Besuch irgendeines Journalisten ein Weltproblem machen? Na gut, vielleicht nicht irgendeines, aber – ein Weltproblem? Ist sie sich ihrer selbst so unsicher, dass sie der Bescheidenheit ihrer Lebensweise so große Bedeutung beimisst? Niemals! Ihr Zimmer soll so aussehen, wie ein

durchschnittliches Asylantenzimmer in seinem besten Lichte nur aussehen kann!

In der Nacht feierten die Landsleute im freundschaftlichen Zusammenwirken mit osteuropäischen Christen, direkt vor Xenias Fenstern. Sie unterhielten sich laut und warfen leere Bierflaschen gegen die Tür des Chefbüros, womit sie anscheinend der Verschiedenheit der Mentalitäten Ausdruck gaben. Alle Versuche Xenias, die lärmende Gesellschaft zur Vernunft zu bringen, endeten im Fiasko. Kurz nach Mitternacht gingen die Rhythmen amerikanischer Pop-Hits in das wehmütige Heulen des armenischen Duduks über, das mitunter von langatmigen kroatischen Volksliedern unterbrochen wurde. Der scharlachrote Andrejtschik klopfte mehrmals bei Xenia an und lud sie zum Tisch unter dem Sternenhimmel ein.

Xenia bat nachdrücklich, die Musik leiser zu stellen und nicht aus vollem Halse zu schreien. Schließlich habe sie kleine Kinder! Doch die Feiernden waren bereits an dem Punkt angelangt, an dem sich eine trinkende Gesellschaft in ein taubes Monster verwandelt. Erst bei Tagesanbruch schlief Xenia ein, das Kissen aufs Ohr gedrückt.

Gegen acht Uhr stand Schiller, duftend, glatt rasiert, an der Tür von Xenias Zimmer und wunderte sich über deren heruntergekommenen Zustand. In der Mitte der Tür, etwa in der Höhe seines Kinns, hing ein Zettel in kindlicher Handschrift, die zweifellos Xenias Sohn gehörte: „Übersetzungsbüro. 1 Stunde zu Hause – 5 DM. Unterwegs – 10 DM.“

Sie öffnete die Tür nicht gleich, verschlafen, doch schon passend angezogen und lächelte ihn entschuldigend an. Mit einem vielsagenden Blick billigte er ihre Wahl: Der graue Hosenanzug, streng und elegant, betonte vorteilhaft die antike Schlankheit ihrer Figur. Dann grüßte er ihre Mädchen, staunte laut darüber, was für ein rätselhaftes Wunder der Natur das sei – eineiige Zwillinge! Er schritt bedächtig über den Teppich, bemüht, keine Schmutzspuren zu hinterlassen, und setzte sich in den Sessel, der sogleich hell und lang gezogenen aufstöhnte.

Klaus sah ein wenig verspannt, wenn nicht sogar schockiert aus. Er war noch nie in einem Asylantenheim gewesen. Alles, was er darüber wusste, kannte er nur vom Hörensagen. Ja, es beeindruckte ihn sehr. Die Atmosphäre der sozialen Verwahrlosung, das vergessene Barackenleben der fünfziger Jahre. Wozu brauchte denn die Menschheit die sogenannte Zeitmaschine, wenn man so einfach und schnell aus einem Jahrzehnt in ein anderes gelangen konnte? Xenia bat ihn, draußen auf sie zu warten. Sie müsse nur noch die Sache mit dem Babysitter klären, nach der wilden Party-nacht schlafe er bestimmt noch.

Im adligen Rumpelkämmerchen muffelte es wie immer. Der übliche Geruch mischte sich mit der Schnapsfahne aus Andrejtschiks halb geöffnetem Mund. Die Aufgabe, den Adlssprössling aus der Schlucht seiner Träume zu holen, erwies sich alles andere als leicht. Xenia klopfte ihm vorsichtig auf die Schulter und redete ihm gut zu, dass es schon fast neun Uhr sei, und er habe ja versprochen, um acht auf den Beinen zu sein. Gleichzeitig betrachtete Xenia die beeindruckenden Details seines ärmlichen Zimmers, obwohl man nicht sagen konnte, dass hier nicht aufgeräumt gewesen wäre. In der Ecke schimmerte matt das lange nicht geputzte und bereits ausgetrocknete Waschbecken. Darunter langweilte sich der einsame Kochtopf mit dem berühmten, halb aufgegessenen Junggesellenbrei, der schon zu stinken anfang. Das Radio stand hochmütig auf dem verdächtig leeren Tisch und neben ihm, schon sichtbar aufgequollen, lag ein Heft im DIN A4-Format, dessen Titelblatt farbenprächtig mit Blumen bemalt war.

Xenia beugte sich über den Tisch und las die Überschrift: „Die in Briefform verfassten Aufzeichnungen eines Adligen im Ausland“. Die Überschrift machte einen Bogen mitsamt einer großen Rose in der Mitte. Xenia staunte über die Exaktheit dieses Titels und streckte unwillkürlich die Hand nach dem Heft aus. In dieser Sekunde öffnete sich Andrejtschiks linkes blutunterlaufenes Auge, das ohne Brille die uhuartige Rundlichkeit verlor und dämonisch leuchtete.

Er bitte tausendmal um Entschuldigung! Er stehe schon auf. Donnerwetter, der Kopf brumme ihm so, als wäre er mehrmals geflickt und krache jetzt in allen Fugen.

Schiller wartete auf Xenia beim orangefarbenen Müllcontainer, der bereits anfang, den Geruch von Fäulnis zu verströmen. Er marschierte ungeduldig die Straße auf und ab, rauchte Kette und betrachtete mit unerklärlicher Trauer die Felder, die bereit waren, sich mit prächtigem Grün zu bekleiden. Die spärlichen Birken mit feinen Zweigennetzen an den Spitzen und die kahlen gegabelten Lärchen sahen verwaist aus zwischen den dunklen Nadelbäumen, die den sanft abfallenden Berghang beherrschten. Er genoss in vollen Zügen die Frühlingslandschaft und spürte wie nie zuvor die Gnade des lang ersehnten Tauwetters, den durchdringenden, duftenden Atem der Provinz.

Xenia kam strahlend heran. Sie stiegen in den schwarzen, schlangenartig in der Sonne schimmernden BMW. Doch Klaus konnte noch lange nicht aus der Starre herauskommen, in die ihn der Besuch des Heimes versetzt hatte. Jeder spürte die Nähe des anderen, sodass sich in der Luft ein Hauch von Beklommenheit bildete, die sie jedoch nicht als lästig empfanden. Klaus rauchte viel und genoss das vertrauliche Schweigen mit dieser ihm eigentlich fremden Frau. Sie strahlte eine solch beruhigende Wärme aus, dass er einfach glücklich war, neben ihr zu sitzen, dieselben hinter ihnen zurückbleibenden Autos anzuschauen, dieselben Landschaften, Berge, Wolken...

Die Haftanstalt zog ihre Aufmerksamkeit auf sich durch die kalten ebenmäßigen Linien, denen die Vielfalt an Farbe und Form genommen war. Alles war hier exakt berechnet und gemessen, wie auf einer technischen Zeichnung. Selbst die hohe graue Mauer mit dem darüber gezogenen Stacheldraht, der Gefängnishof mit einigen Bänken und gemähtem Rasen waren nur notwendige Elemente dieses freudlosen Bildes.

Klaus musste mehrmals um das Gelände fahren, bis er einen Parkplatz gefunden hatte.

„Ich werde im Auto auf Sie warten“, sagte er. „Sollten Komplikationen auftreten, woran ich allerdings nicht glaube, stehe ich Ihnen zur Verfügung. Also, viel Erfolg!“

Er strich ihr schnell eine Strähne von der Stirn und malte sich ein süßes Lächeln ins Gesicht. Leicht errötend blickte sie in seine Augen. Zweifellos wollte er sie nur aufmuntern, den richtigen Ton anschlagen, mehr nicht.

Bevor Xenia aus seinem Sichtfeld verschwand, drehte sie sich halb um und winkte ihm kokett zu. Mein lieber Schwan, dachte sie, ich hab's noch nicht verlernt! Plötzlich überkam sie ein unerklärliches Gefühl der Verzweiflung, denn sie wusste, womit der äußerlich wenig attraktive Klaus sie für sich gewinnen konnte. Er war ein Regent im Reich der Presse. Er verkörperte das, was sie einst gewesen war und was sie gerne weiterhin gewesen wäre. Das, was ihr so fehlte und was sie schon zu vergessen begann. Nun wirbelte es von neuem auf und trieb sie mit sich fort. Warum fand sie ihn eigentlich unattraktiv? Breite offene Stirn, ein Siegel der Vernunft in den etwas hoch gesetzten Augen, kräftige Backenknochen, eine gerade Nase von mittlerer Größe und klar gezeichnete zielstrebige Lippen, die ihren Wert zu kennen schienen.

Abwesend öffnete Xenia die schwere, wie mit Steinen gefüllte Eingangstür, die sie mit einem Ruck in einen langen Korridor hinein schleuderte. Vor der Kontrollstelle bildete sich eine friedliche Besucherschlange. Alle warteten geduldig darauf, an den Schalter treten zu dürfen. Alle hatten müde Gesichter, in denen man das Schamgefühl sowie die Bereitschaft, mit dem Schlimmsten zu rechnen, ablesen konnte. Ob nicht deshalb in dem Raum eine den Anstandsregeln entsprechende Lautstärke erhalten blieb?

Xenia versuchte Schiller zu vergessen und sich auf die Realität einzustellen: auf das Gefängnis, auf die Besucherschlange, auf die Müdigkeit, die sich bereits festgesetzt hatte in den matten Lampen, in der grauen Scheuerleiste, selbst in der Luft. Sie fing an sich zu langweilen. Sie kannte all das noch von Russland – die lang gezogenen amtlichen Korrido-

re, das notwendige duldsame Warten. Das einzige, was in diesen langgezogenen Fluren für etwas Abwechslung sorgte, waren die großen Fotos europäischer Kurorte, die überall an den Wänden des Korridors hingen. Das bunte Venedig, gefüllt mit Sonne, Gondeln und gewölbten Brücken. Das puritanische Weiß der wortkargen Alpengipfel. Die endlos langen Sandstrände der Nord- und Ostsee mit farnefrohen Liegestühlen, auf denen Urlauber entspannt lagen, die Gesichter unter breitrempigen Strohütten versteckt.

Nun war Xenia an der Reihe. Der Mann im Schalter warf einen flüchtigen Blick auf ihre Brille, ohne ihr dabei in die Augen zu sehen. Er fragte, ob sie zu dem Häftling Iwanov in einem verwandtschaftlichen Verhältnis stehe, ob sie irgendwelche verbotenen Gegenstände in der Tasche habe. Xenia beantwortete alle Fragen mit einem Nein, wusste jedoch nicht, ob das gut oder schlecht war.

An der nächsten Kontrollstelle sollte Xenia ihr Mitbringsel abgeben. Verlegen legte sie auf den Tisch drei Schachteln Marlboro und eine Packung Ferrero Küsschen: eine Idee von Klaus Schiller. Sie ärgerte sich über sich selbst, denn sie hätte sich darum kümmern müssen. Die Aufsichtsbeamtin schilderte ihr den Weg zum Besucherzimmer ohne Trennscheibe.

Es war ein geräumiges helles Zimmer mit weißen Gardinen und mehreren kleinen, dicht aneinander gestellten Rundtischen. Xenia sah sich schnell um, auf der Suche nach einem freien Tisch, fing unwillkürlich die verstreuten Blicke der Anwesenden auf und versuchte gleich, sie abzuschütteln. Als sie den Stuhl vom Tisch wegschob, tauchte in ihrem Gesichtsfeld ein Mensch auf. Er war ein großer blonder Mann mit klaren schönen Augen und er war zweifellos Peter. Derjenige Peter, bei dessen Anblick Jasmin die Beine den Dienst versagten. Das Blut schoss Xenia in die Schläfen. Sie setzte sich, schlug die Beine übereinander und begann, mit gespielmtem Ernst in ihrem Notizblöckchen zu blättern.

Er erblickte sie sofort, blieb jedoch kurz an der Tür stehen und musterte sie eingehend. Danach, ohne den Blickkontakt mit Xenia zu unterbrechen, trat er an sie heran und reichte ihr die Hand.

„Pavel, wenn es Ihnen weiter hilft“, sagte er sachlich in akzentfreiem Russisch und setzte sich an den Tisch ihr gegenüber.

Es fiel Xenia nicht einmal ein, ihn zu fragen, wie er so schnell erraten konnte, dass sie – sie ist, also diejenige, die ihn besuchen kam? Sie fragte nur, sich seinem Tonfall anpassend: „Der Pavel, den man als Kind Peter nannte?“

Er beugte sich zu ihr vor, streckte die Arme über den Tisch und kreuzte ungeduldig die unruhigen Finger:

„Wo ist sie? Wie geht es ihr? Jetzt sprechen Sie endlich!“

„In Sicherheit. Dort, wo ihr zusammen sein wolltet. Sie verdient ihr Brot mit Malen und ist immer noch verrückt nach ihrem Apostel.“

Er legte eifrig seine großen Hände über Xenias Handgelenke: „Sprechen Sie weiter, lassen Sie bitte nichts aus! Ich bin Ihnen so dankbar! Wie fühlt sie sich? Ist sie immer noch bedrückt? Konnte sie sich an die neue Umgebung gewöhnen? Ist sie gleichgültig geworden?“

Xenia sagte, in dem schwachen Versuch, ihre Handgelenke aus seinem Griff zu befreien, dass seit dem Tag, an dem sie Jasmin gesehen habe, bereits eineinhalb Jahre vergangen seien.

„Bitte, sagen Sie mir, wie es ihr wirklich geht“, bat er sie plötzlich mit fiebrigem Glanz in den Augen, den man ihm nicht zugetraut hätte. Sie sah ihn unverwandt an. Dieser Mann konnte sich vielleicht verunsichert fühlen, doch nie verloren.

„Ich glaube, dass Jasmin sich der Realität bereits gestellt hat, ohne dabei in Apathie zu verfallen. In der ersten Nacht redeten wir bis in den frühen Morgen hinein in ihrem schönen Blumenhäuschen. Als die Geschichte des sonnigen Mädchens zu Ende ging, erlebte ich so etwas wie eine seeli-

sche Erschütterung. Ich versprach ihr, ihren Apostel zu finden. Gewiss waren es auch andere Gründe, warum ich jetzt im Zwieseler Asylantenheim lebe und nicht in der Stadt, umhüllt von der kopflosen Legende des heiligen Dionysius.“

Mit einer automatischen Handbewegung griff Peter in seine Hemdtasche, erinnerte sich jedoch sogleich, dass das Rauchen im Besucherzimmer verboten war. Es schien, als würden ihm all die Fragen, mit denen er sich in diesem Augenblick beschäftigte, den Atem verschlagen. Xenia nutzte die kurze Pause aus: „Peter, verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit, aber wir haben nicht viel Zeit, und ich muss Sie dringend etwas fragen. Man hat mir erzählt von der geplanten Abschiebung, doch was ich nicht begreife – wieso Sibirien?“

Er schwieg. Sein flüchtiger Blick streifte über den gelangweilten Aufpasser, der wie ein Götzenbild in der Ecke verharrte:

„Weil Pavel Iwanov, ein gebürtiger Novosibirsker, existiert. Wir haben uns an der Uni Vilnius kennengelernt, wo ich meine sogenannte berufliche Weiterbildung machte. Wir sahen uns sogar ähnlich, erstaunlich ähnlich, würde ich sagen. Später nahm ich seine Identität an, ohne über die möglichen Folgen nachzudenken. Ich musste ja glaubwürdig wirken, um das Vertrauen meiner Mitmenschen zu gewinnen.“

Also doch kein Schwachsinn. Sibirien. Erst jetzt erkannte Xenia den ganzen Ernst seiner Lage. Sie wusste, dass die Behörden vor der Abschiebung eines Menschen feststellen müssen, ob er tatsächlich ein Angehöriger des Landes ist, in das sie ihn abschieben wollen. Dazu wird eine offizielle Anfrage an die Meldebehörden geschickt und auf eine offizielle Antwort gewartet. Ab diesem Moment gerät das Schicksal dieses Menschen in die fleischigen Tentakel des vernetzten Monsters, das sich als Besserwisser ausgibt, doch in Wirklichkeit ein Blödian ist.

Xenia versuchte, Peters zitternde Hände ruhig zu stellen.

„Man sollte nicht vorzeitig in Panik ausbrechen. Aus jedem Labyrinth gibt es einen Ausweg. Übrigens, ich heiße Xenia, ich bin ehemalige Journalistin und beschäftige mich derzeit...“

„Xenia...“, unterbrach er sie nachdenklich, „haben Sie schon einmal gemerkt, dass manche Zimmerpflanzen, nachdem man ihre alten Stängel abgeschnitten hat, Blätter treiben, die an die Flügel eines Schmetterlings erinnern?“

Sie schwieg verblüfft. Wenn das kein Schwachsinn war – Zimmerpflanzen, Schmetterlinge, Blätter treiben...

„Peter, ich bin nicht nur gekommen, um Sie von Jasmin zu grüßen. Ich verstehe, dass das für Sie wichtig ist. Doch jetzt, da die Raben den Kadaver gerochen haben, wäre es Zeit, die eigene Haut zu retten.“

Er blickte sie eine Weile prüfend an. Die Stimme zum Flüstern gesenkt fuhr Xenia fort: „Sie haben nichts zu verlieren, sagen Sie die Wahrheit! Gestehen Sie in aller Öffentlichkeit, wie leid es Ihnen tut. Das wird ja hier begrüßt. Denn allein von dem Gedanken – Sibirien! – stehen einem die Nackenhaare zu Berge.“

Er beugte sich noch näher zu ihr: „Glauben Sie, dass ich es nicht versucht habe? Seit zwei Wochen gestehe ich offenerherzig, dass ich ein Deutscher bin. Niemand glaubt mir, stellen Sie sich das vor! Die Kollegen, mit denen ich in der Werkhalle arbeite, äußerten sich ziemlich kühl darüber, sie sagten, ich hätte ja einen Verteidiger, dem ich meine Märchen erzählen kann. Doch mein Verteidiger fragte mich, als ich bei ihm meine Beichte abgelegt hatte, woher ich Peter Kreuzberg kenne? Was sagen Sie dazu?“

Xenia blieb ihm die Antwort schuldig. Sie versprach, beim nächsten Mal werde sie nicht alleine kommen, sondern mit einem Journalisten von einer Münchner Zeitung. Zu dritt könnten sie bestimmt eine vernünftige Entscheidung treffen. Schon im Begriff zu gehen, erhob sich Xenia vom Tisch, doch Peter bat sie, noch ein wenig zu bleiben, um ihr das zu erzählen, was er sonst niemandem erzählen konnte.